

Ueber Kalobiotik.

Von

Heinrich v. Littrow.

II.

Separatabdruck aus der „Laibacher Zeitung.“

Laibach 1871.

Druck von Jgn. v. Kleinmahr & Fed. Bamberg.
Im Verlage des Verfassers.



201313342

Die mythenbildende Substanz nennt David
Strauß den Glauben der Menschen.

Wir haben in unserer ersten Conversation über Kalobiotik, über „die Kunst schön zu leben,“ der Jahreszeiten, des Alters, des Geschlechtes, der Sitten und Gebräuche im Vorübergehen erwähnt und behauptet, daß alle diese verschiedenen Lebensperioden, Lagen und Verhältnisse berücksichtigt werden müssen, wenn man das Leben kalobiotisch auffassen will.

Was das Alter anbelangt, so ist das ein sehr deli-
cater Punkt. Man läßt sich so gerne „lieber Alter“ und
„liebe Alte“ nennen, so lange man es nicht ist; — ist
man es, so will man von diesen Titeln nichts mehr
wissen. Ja ich glaube, daß die Alten, die wir par droit
de naissance so nennen, ich meine die Heroen und He-
roinen des Alterthums, wenn sie heute aus ihren Grä-
bern erstünden, nicht mit dieser Anrede zufrieden wä-
ren. Sogar die Götter und Göttinnen des Olymps wür-
den, — obwohl die ältesten der Alten — den unsterb-
lichen Mund verziehen, wenn man z. B. Venus, Hebe,
Diana, Juno, die „Alten“ nennen würde. Wir thun
also besser, wenn wir diesen delicates Punkt unberührt
lassen.

Was die Jahreszeiten oder die klimatischen Ver-
hältnisse anbelangt, so versteht es sich wohl von selbst,

daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihre Eigenheiten mitbringen, ihre besonderen, verschiedenartigen Genüsse bieten, daß man an Neapel andere Anforderungen stellen kann als an Petersburg, daß Sicilien und Island nicht Gleiches zu leisten im Stande sind. Wer am Fuße des Hekla die Mondnächte sucht, die in den Ebenen von Siracus am Fuße des Mongibello balsamische laue Rüste fächeln, ist kein Kalobiot, wer in den Hebriden Abendpromenaden macht, wird sich so sicher Frostbeulen holen, als jener den Sonnenstich erwischt, der um die Mittagsstunde in der nubischen Wüste spaziert.

Sich acclimatificiren heißt eigentlich nichts anders, als sich fügen in die Natur, sich gewöhnen an das Ungewöhnliche, sich zum Bewohner des neuen Landes, und nicht das Land in klimatologischer Hinsicht zu unserer Heimat, zu unserem Vaterland machen wollen.

Der Mensch als Kosmopolit kann sich an Alles gewöhnen und das Gute nimmt er besonders schnell an — nicht so die Natur, das Klima, die tellurische Beschaffenheit eines Landes. Wer starr auf seinen Lebensgebräuchen beharrt und dort, wo man Tamarinden zur Erfrischung genießt, mit Krostopschin oder Sherry oder Brandy seinen Durst stillen will, der wird den klimatischen Einflüssen unterliegen, wie der Aelpler, wenn er sich zum Bergknappen verdingt und aus seiner ätherreinen Luft in die Atmosphäre der Gruben hinabsteigt; die Natur hat in dieser Beziehung eine Art National-Costume, wehe Dem, der plötzlich etwas daran zu ändern wagt — er würde es theuer, vielleicht mit seinem Leben bezahlen.

Die Rücksichten für Jahreszeit und Klima darf der Kalobiot also nie aus dem Auge verlieren. — Daß der keimende Lenz andere Genüsse beut, als der fruchttragende Herbst; daß der glühende Sommer den Wunsch nach der Frische des Winters in uns rege macht: das

liegt in der Unruhe, in der angeborenen Unzufriedenheit des Menschen; der Kalobiot tröste sich aber mit den Gesetzen der Natur und bedenke, daß der gesunde Mensch wie der gesunde Baum seinen Frost, seine kalte Ruhe, seinen Winter braucht, und daß ein gesunder, kräftiger Baum leiden, vielleicht zu Grunde gehen würde, wenn er ein Jahr hindurch einen ununterbrochenen Sommer ertragen müßte. Von kränklichen oder Glashauspflanzen, von Mimosen und Sensitiven kann hier natürlich nicht die Rede sein — sie befinden sich in einem Ausnahmezustande, der auch exceptionelle Behandlung erfordert; und Gesundheit bleibt auch die Basis, wenigstens die materielle, der Kalobiotik, eben deshalb aber gehört die vernünftige Pflege der Gesundheit zu den Pflichten des Kalobioten. — *Mens sana in corpore sano* — ein gesunder Geist im gesunden Körper — wird ewig eine Lebensdevise bleiben, und von Hypokrates bis auf unsere Medicinalrätthe wußte keiner an diesen vielsagenden wenigen Worten etwas zu ändern.

Mit der eben erwähnten vernünftigen Nachgiebigkeit gegen den Himmelsstrich, gegen das Klima, erzeugt sich eine gewisse Zufriedenheit, eine lohnende Genügsamkeit, die sich endlich über eine anständige kleine Cabine an Bord, deren Raum nach Zollen bemessen ist, ebenso freut, wie über ein geräumiges Zimmer am Lande, und die Anforderungen je nach den Verhältnissen, je nach der Möglichkeit stellt. Ueberhaupt gehört die Beschränkung unserer Bedürfnisse zur ersten Lebensregel, und schon ein alter Weiser sagt, daß derjenige der Reichste ist, der die wenigsten Bedürfnisse hat. Ein Beispiel hierin bietet uns, wie in vielen Dingen, der Orient und der Orientale. Der viel besungene, viel bereiste und viel beschriebene Orient, dessen Boesie Victor Hugo so verführerisch aufgefaßt und geschildert hat, daß man sich gar nicht mehr zurechtfinden kann, dessen Prosa Ida

Pfeiffer trotz zeitweisen Anlaufes zum Pegasusprunge so trocken aufstischte, daß man lieber noch einmal ihr Buch liest, als man sich zu einer Reise in jene Länder entschließt. Victor Hugo beschreibt die majestätische Wache am Eingange des heil. Grabes, die mit gekreuzten Beinen auf dem türkischen Teppich sitzt und den Giaur bei Sonnenuntergang in die heiligen Räume einschließt und dort bis Sonnenaufgang gefangen hält, während in der Wirklichkeit sich jene imponirenden morgenländischen Gestalten nur Entomologen oder Ungeziefersammlern nähern können, — Ida Pfeiffer erzählt uns, wie theuer sie auf den Ruinen von Troja ein Ei bezahlte. — In solchen Extremen bewegt sich die Kalobiotik nicht, — sie liegt auch nicht in der Roheit des Mannes, der an der Grenze des Osmanenreiches das Weib als Lastthier behandelt, sie nicht zu Tische bringt — oder höchstens als Aufwärterin duldet, wie es in Croatien und Slavonien der Fall ist, während der Orientale seine Weiber fremden Blicken entzieht und sie eifersüchtig als seine Hauspoesie hinter Schloß und Riegel, hinter Gitter und Schleier verbirgt — aber nicht mißhandelt, ja sich sein Paradies nur durch weibliche Wesen verschönert denkt, während wir, wenn vom Paradiese die Rede ist, immer nur von Engeln und nie von Engelninnen sprechen hören. Der Orient hat seine Poesie und der Orientale ist ein wahrer Kalobiot. Es kommt eben nur auf das Auge an, mit dem man sieht, und auf den Standpunkt, von dem aus man sieht.

Dasselbe Bild macht auf verschiedene Menschen einen ganz verschiedenen Eindruck — der Eine verlangt grelle Farben, scharf markirte Züge, Theatereffecte — dem Anderen genügt die Conception, die richtige Idee, der göttliche Funke, der ihm entgegenleuchtet und den eben der Andere übersieht. — Kalobiotische Auffassung verlangt so wenige Mittel, aber um so strenger den

Sinn dafür. Anastasius Grün schildert uns diese Verschiedenheit der Auffassung so treffend in einem kleinen Gedichte:

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine zog, weil's Mode ist,
Den Andern trieb der Drang der Brust.

Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr geseh'n? Erzählt einmal!“

Der Eine d'rauf mit Gähnen spricht:
„Was wir geseh'n? Viel Nares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Der And're lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Aug's, mit verklärtem Gesicht:
„Ach Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Es fehlet so manchem der Strahl des Lichts,
Der Eine sieht alles, der Andere sieht nichts,
Im Auffassen liegt das ganze Glück,
Der Ton — der Ton der macht die Musik.

Man hört nicht selten von Freunden der Kalobiotik die Behauptung — daß zum Genießen eine gewisse Seelenruhe, ein Behagen — mit einem Worte Comfort gehört. Niemand wird das leugnen wollen. Jeder von uns hat es wohl schon bei anstrengenden Landpartien erfahren, daß sich eine Gegend bei leerem Magen und Müdigkeit ganz anders ausnimmt als nach Tische. L'admiration, die Bewunderung, sagt der Franzose muß aus einem Stücke sein — getheilt kann sie unangenehm werden, besonders wenn la demi ration daraus wird.

Schwärmer, die der Materie keinen Platz im Menschen einräumen wollen. — leugnen den Einfluß des

Magens auf unser ästhetisches Gefühl — aber sie irren sich — der animalische Theil mit seinen materiellen Bedürfnissen läßt sich nicht weglegnen — er ist der Ballast, den der Schöpfer wohlweise in unser Lebensschiff gelegt, damit es dem Segel- und Wellendrucke widerstehen, Kurs halten könne, und sich nicht auf Mondschein-Strahlen schaukle und zum Fußballon oder zur Libelle werde.

Ohne ein Gourmand, ein Völlner, ein Vielesser, ein Schlemmer zu sein, hat es doch jeder von uns erfahren, wie abgespannt und geistesmatt Hunger und Durst machen — schlecht gepflegte Armeen schlagen sich schlecht — hungrige Künstler, die um Brot spielen, spielen schlecht, — der Venetianer hat ein treffliches Sprüchwort in dieser Beziehung: *Sacco vuoto non sta in piede*. Niemand wird gerne in seiner Mahlzeit oder Fütterungs-Stunde gestört — in der englischen Marine wird vor Anker zur Mittagszeit der Mannschaft, wie während des Gottesdienstes, eine Flagge gehißt, und Niemandem wird erlaubt, an Bord zu kommen oder ans Land zu gehen, Boote zu bemannen oder sonst einen Dienst von der Equipage zu verlangen. Wer sich nur einmal des Tages nährt — will es ungestört thun — und obwohl der Mensch kein Wiederkäufer ist, verlangt er doch nach der Mahlzeit eine gewisse Ruhe. Wer tagsüber physisch oder geistig angestrengt ist, betrachtet die Mahlzeit, besonders wenn sie auf eine späte Stunde fällt, als den Schlußpunkt der Thätigkeit, als das Ende seines Tagbogens. Die Sprüchwörter der alten Römer: *post prandium stabis*; *plenus venter* etc. predigen dieselben Lebensregeln.

Die Sitte der späten Mahlzeit, wie sie in England, Frankreich, Spanien und im Oriente eingeführt ist, gehört somit auch zur Kalobiotik und wenn sich ein mit gutem Appetit gesegneter Feinschmecker nach Tische

mit einer Boa Constrictor vergleicht, so ist das Gleichniß nicht elegant, aber auch kein hinkendes. Die Franzosen haben da eine ganz praktische Regel: *Se lever à six, Dejeuner à dix, Diner à six, Se coucher à dix, font vivre dix fois dix.* Die Mahlzeit braucht Ruhe — jede Sitte, jeder Gebrauch hat das vernünftiger Weise so eingeführt bei allen Nationen, in allen Schichten der Gesellschaft. Eine alte Lebensvorschrift sagt: *il faut jamais lire ses lettres avant diner.* Während man die Batterie einer Uhr aufzieht, soll sie nicht schlagen. Während man Wasser in einen Brunnen gießt, soll man nicht schöpfen. Es mag allerdings eine animalische Function sein — aber die gutmüthigsten Thiere knurren und beißen, wenn man sie in ihrer Mahlzeit stört, und wenn uns bei einer ungeschickt angemeldeten Visite Jemand mit der Serviette entgegenkommt und sich den Mund abwischt, um uns zu empfangen oder zu umarmen, so hat er schwerlich ein freundliches Lächeln für uns; der Ruß riecht nach Braten, die Bewegung des Mundes ist eben zum Rauen und nicht zum Lächeln hergerichtet. — Nur der vertrauteste Umgang macht da eine Ausnahme.

Sitten und Gebräuche sind gewissermaßen die Grundlage der Gesetze in der menschlichen Gesellschaft. Sie behaupten ihr Recht in allen Schichten, bei den Großstädtern in Residenzen, bei den Abderiten in der Provinz. Niemand hat das Recht, sie zu ignoriren. Sie werden theilweise oft strenger als die Gesetze beobachtet, weil sie sich in unsere Erziehung, in unsere Gewohnheiten einzuschleichen wissen. Der verlässlichste Mentor im Leben bleibt aber die Gewohnheit, und wir können uns selbst die Engel nur als Wesen denken, denen die Tugend zur Gewohnheit geworden ist, obwohl der heilige Augustin dieses bestreitet und immer sagt: *Ego sum veritas et vita, dixit Dominus; non dixit: ego sum consuetudo,* und doch war es auch bei ihm nur edle Gewohnheit, die Wahrheit zu sagen.

Man kann auch den Völkern des Orients keineswegs den Mangel an Comfort vorwerfen, einer Hauptlebensbedingung der Engländer, die auch dieses unübersetzbare Wort comfort erfunden haben, das so einzig wie das türkische „keff“ dasteht, wie das französische *gêne*, das eingebürgerte deutsche *geniren*, das aus dem hebräischen *gehenna*, das Qual, Hölle bedeutet, abgeleitet sein soll, wie das italienische *magari*, wie das deutsche Wort „Gemüth und gemüthlich“, wie das spanische *siesta*, das die Gelehrten aus dem Lateinischen von *sexta hora*, die Speisestunde der Römer, ableiten wollen, und das nur mit dem türkischen *keff* die Parallele aushält. — Der Comfort, wie gesagt, fehlt den Orientalen so wenig, als die Poesie des Nichtsthuns, das *dolce far niente*, den Italienern, — aber der orientalische Comfort ist leichter zu erlangen, eben weil die Bedürfnisse des Orientalen, und wenn er auch ein Erösus wäre, weit geringer sind als jene der Abendländer. Dieser Mangel an Bedürfnissen, dieses angeborene Vermeiden alles Ueberflüssigen, macht den Orientalen das Colonisiren unmöglich — weil es kein Land, kein Volk gibt, das sich durch ein einfacheres Leben den Abbruch an seinem gewohnten Uebermaße gefallen ließe. Es gibt keine orientalischen Colonien, außer streng für sich abgeschlossene, mit Beibehalt ihrer ursprünglichen Sitten und Gebräuche — selbst tellurische Verhältnisse, diese unerbittlichen Tyrannen, die keine Rücksicht kennen und den Stoffwechsel so gründlich vornehmen, haben keinen Einfluß oder wenigstens einen sehr geringen und sehr langsam wirkenden auf den Orientalen. Noch schwieriger wird es daher, sie durch eingewandertes fremdes Element zu ändern. Engländer und Franzosen, die Colonisten par excellence, haben aus den Orientalen, unter denen sie seit Decennien in Massen leben, doch noch keine Europäer gemacht, mögen sie als Eroberer, als Kaufherren, als

Speculanten, als Hausirer oder als Missionäre mit der Bibel in der Hand unter ihnen erschienen sein und es wie immer versucht haben, sich unentbehrlich zu machen.

Die Colonisirungssysteme dieser beiden großen Nationen, die am häufigsten von allen auf Gastrollen in der Welt herumreisen, sind aber auch ganz verschiedene. — Der Franzose colonisirt, wie der Reisende Beaufort in seinem Werke „La colonisation en Orient“ behauptet, *par le vice — l'anglais par la vertu*; der Franzose durch Sittensfreiheit, der Engländer durch Formzwang; der Franzose importirt neue sinnereizende Bedürfnisse — der Engländer exportirt Vorurtheile, der Franzose verkauft Absinthe wohlfeil an Colonisten — der Engländer kauft ihnen Mastix-Branntwein theuer ab und trinkt ihn selbst, — der Franzose bringt Modejournale und Toiletten auf den Markt — der Engländer wasserdichte Stiefel, mixed pickles und water-proofs; — der Franzose importirt Romane von Paul de Kock — limonade gazeuse und Alumettes von allen Farben, die bei Feuchtigkeit den Kopf verlieren — der Engländer verschenkt die Polyglotten-Bibel, liefert Spazierstöcke zu six pence und soda-water neben Brandy und Porter, — der Franzose nimmt allmählig und im Verhältnisse schnell Sitten und Unsitten, ja sogar die Trachten seiner Colonien an — der Engländer hält fest an den Formen und Gebräuchen seines Mutterlandes, trägt seine weiße Cravatte, seine steifen Vatermörder, seine eng anliegenden inexpressibles, während der Franzose schon lang im orientalischen Fez und in Bluderhosen herumstolzirt — der Eine also bringt den Colonisten gleichsam das Echo ihrer Sitten entgegen, der Andere wartet, bis jene zu ihm kommen, — der Franzose erreicht sein Ziel halb aber schnell, der Andere ganz aber spät; der Eine belächelt, verachtet, aber schließt sich an, der Andere studirt, achtet, aber isolirt sich — der Eine ködert durch Frivo-

lität, Gefeglosigkeit, durch Toleranz, der Andere bindet durch Ernst und Strenge; der Eine nimmt auf, der Andere nimmt ab, und dennoch mengen sich die Racen nicht, am wenigsten mit dem Engländer, der auch die tellurischen Verhältnisse zu paralysiren versteht.

Und doch liefert eben der Orient so mannigfaltigen Stoff für Kalobiotik. Eben den Satz: „daß der Reichste ist, der die wenigsten Bedürfnisse hat,“ illustriert Niemand so glänzend wie der Orientale. Renau besingt zwar auch reizend in seinen „Drei Zigeunern“ das gedankenlose Glück ohne Sorgen — bei der Fidel, dem Schläfe und der Pfeife —

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken;

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn uns das Leben umnachtet,
Wie man's verbracht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Der Mangel an Bedürfnissen constituirt also auch hier das Glück — eine gewisse Zufriedenheit, mehr aber Apathie, und die Zigeuner deshalb zu Kalobioten zu erheben, wird doch Niemandem einfallen. —

Marfano's „Bilder der Wüste“ geben uns eine richtigere Zeichnung von orientalischer Kalobiotik, und da diese Gedichte bisher nur Wenigen bekannt sein dürften, will ich hier eines der reizendsten, charakteristischsten vorführen:

Bilder der Wüste.

I.

Weithin dehnte sich die Wüste,
Unabsehbar heißer Sand,
Drüber wolkenlos der Himmel
Roth und glühend ausgespannt.

Eine grüne Dase
 Liegt in dem verbrannten Raum,
 D'raus entspringt eine Quelle
 Unter einem Palmenbaum.

Ringsum lagern Beduinen,
 Mitten hat der Scheik sein Zelt,
 Rundherum in wilden Gruppen
 Kastet die Nomadenwelt.

Welch' ein Volk! — So dacht' ich bei mir,
 Welch' ein Leben hier im Sand,
 Nicht die Formen seiner Sitten,
 Nicht Cultur und nicht Verstand.

Ohne Haus und Hof und Garten
 Wohnen sie hier unterm Filz,
 Der, ein abgestutzter Regal,
 Mahnet an des Waldes Pilz.

Wo ist hier wohl ein Theater?
 Wo Concerte? wo ein Ball?
 Statt Musik Geblöck der Heerde
 Und Kameele überall.

Wo sind Zimmer comfortable?
 Wo Tapeten? wo ein Bild?
 Wo Familienpapiere?
 Wo ein altes Wappenschild?

Wo sind hier die Equipagen?
 Von Lacken keine Spur;
 Wo die gaserhellten Läden,
 Zeichen wachsender Cultur?

Wo Hotels? — und wo Journale?
 Wo die Moden, wechselnd neu?
 Wo der Dampf, die Telegraphen?
 Und wo ist die Polizei?

Armes Volk der Beduinen,
 Ein Jahrtausend noch zurück,
 In Europa's Kunst und Bildung,
 In Europa's Schliff und Glück! —

II.

Vor dem Zelt des Scheiks gefattelt
 Stand ein wild arabisch Roß,
 Das, an dem Gebisse schäumend,
 Blitze aus den Augen schoß.

Und es warf den Kopf gar zierlich,
 Scharfte mit dem feinen Huf',
 Spitzend flug die kleinen Ohren,
 Horchend des Gebieters Ruf;

Und ein Jüngling kam geschritten,
 Stolz in Haltung, leicht und schlank,
 Mit dem dunklen Falkenauge,
 Ein Achill in Waffen blank.

Warf kaum einen Blick herüber
 Auf uns Franken — rief sein Roß,
 Das, in hellen Tönen wiehernd,
 Ihn ein würdiger Genosß.

Und er schwang sich in den Sattel,
 Auf die Schultern sein Gewehr,
 Und hin flog er — und sein Burnus
 Wie ein Adler hintenher.

Raum geseh'n und schon verschwunden —
 Eine Wolke Staub und Sand
 Wirbelte in leichten Ringen
 Durch das glüh'nde Wüstenland.

„Das sein Sohn, und er hat sieben,“
 Sprach mein Führer, „solchen Hengst
 Hat ein Jeder — Dein sind Alle,
 Wenn Du nur den Schwächsten fängst.“

Daß Ihr hier so friedlich wandelt,
 Dankt Ihr nur dem Scheik allein.
 Siehst Du dort die Caravane?
 Nur ein Wink — und sie ist sein;

Doch er prüft das Maß der Kräfte,
 Nur den starken Feind er fällt;
 Für das Lamm ist er ein Kindlein,
 Für den Len ist er ein Held.“

III.

Ich trat ein. — Auf reichen Decken
 Lag der Scheik — ein alter Mann,
 Silberweiß von Bart, doch kräftig —
 Sah mich ernst und prüfend an.

Neben ihm auf weichen Polstern
 Lag ein junges, schönes Weib,
 Mit den Augen der Gazelle
 Mit der Palme schlankem Leib.

Teppeiche von glüh'nden Farben
 Wölften einen Baldachin,
 Weich in kunstlos leichten Falten
 Ueber sie und über ihn.

Raum gebräunt vom Hauch des Südens
 Dieses Wunderantlitz war,
 Glühend d'raus — so wie zwei Sonnen,
 Blikt mich an ihr Augenpaar.

Rings im Zelte hingen Waffen,
 Reich an Gold und Edelstein, —
 Die gefährlichsten von allen,
 Mochten diese Augen sein! --

Ob der Scheik in meinen Mienen
 Las, was ich gedacht zur Stund,
 Weiß ich nicht — doch spielt' ein Lächeln
 Um des Beduinen Mund.

„Frankt,“ sprach er, „weile ruhig
 Unter uns und meinem Schutz;
 Gastfrei sind wir Beduinen,
 Gastfrei ohne Eigennutz.“

„Ich durchzog auch Eu're Lande;
 Was Jahrhundert und Jahrhundert
 Baute — einriß — wieder baute,
 Hab' ich still für mich bewundert.“

„Groß in Vielem — klein in Vielem,
 Vorgesprochen — festgebannt,
 Haarscharf zugechliff'ne Sitten,
 Wenig Herz — und viel Verstand.“

„Ueb'raß Kunst und Wissenschaften,
Land und Menschen voll Cultur —
Und so blieb vor Kunst und Bildung
Wenig Raum für die Natur.“

„Hohen Muth habt Ihr gebändigt,
Daß er nicht gefährlich sei,
Alle Kraft legt Ihr in Ketten,
Nur die Schwäche wandelt frei.“

„Reichthum sucht Ihr in Papieren,
Grabt nach Gold Jahr aus Jahr ein,
Und wenn Ihr's zu Tage fördert,
Sperit Ihr es in Kisten ein.“

„Wie die Menschen — so die Pferde,
Gut geschult für kleinen Raum,
Alles zwingt Ihr ein in Schranken:
Thaten — Blumen — Wort und Baum.“

„Nichts darf auf zum Himmel wachsen,
Frei in freien Lüften sein:
Das Gebet zu Eu'rem Gotte
Selbst — schließt Ihr in Klöster ein.“

„Mir ward's eng' in Eu'ren Sälen,
Kengstlich mir in Eu'rer Welt,
Und ich sehnte nach der Wüste
Mich, und hier nach meinem Zelt.“

„Blauer Himmel — Dattelhäume —
Frischer Quell' und Haideland,
Sonne — Luft und freie Räume,
Väterfitten — Väterland.“

„Kinder sind wir eines Landes,
Sand und Erde wiegt wohl gleich:
Deckt mich heißer Sand der Wüste,
Deckt die kühle Erde Euch!“

„Doch im Leben bin ich König,
Hier mein Scepter dieses Schwert,
Dort mein Volk, mir unterthänig,
Und mein Thron steht hier — mein Pferd!“

„Sieben Söhne — junge Recken,
Wie kein Vater sie besitzt:
Niemand wagt's, den Feu zu wecken,
Den solch' eine Leibwach schützt.“

„Und mein Weib — da schau' nur selber —
Sie blickt Dich verwundert an; —
Sie vergleicht uns — mich den alten
Scheif — mit Dir, dem jungen Mann!“

Lächelnd sprach der Scheif die Worte, —
Winkt — und blieb mit ihr allein;
Und wenn ich mir's recht bedenke,
Möcht' der alte Scheif ich sein.

M a r s a n o.

Drängt sich bei dieser wahrheitsgetreuen Schilderung nicht Jedem der Gedanke an Kalobiotik auf? Ist solch ein Volk in seiner Sphäre nicht beneidenswerth glücklich?

Und welch einfache und doch poetische Auffassung des Lebens liegt nicht in einer solchen Existenz, wie sie der Dichter so recht aus dem Leben jener Völker geschnitten hat.

Sitten und Gebräuche, besonders jene des Orients, haben etwas fesselndes an sich — reizen zur Nachahmung. Wir finden das bei den geistreichsten Leuten, die sonst im Allgemeinen jede Nachäfferei hassen. Wer längere Zeit im Orient gelebt hat, bringt sicher einige Usancen von dort mit in seine Heimat, und wenn es nur türkische Teppiche, Tschibuk, Margile und Rahat-lochum wären, nachdem man sich dort an solche Genüsse gewöhnt hat. Einen sprechenden Beweis hiefür liefern uns die Venetianer. Ihre häufigen Handelsberührungen mit dem Oriente — die aus grauer Vorzeit datiren, ihr Auftreten im Morgenlande, sei es als Eroberer, wie in Cypern, Candia und in der Morea, sei es als Colonisten und Kaufherren, wie im Peloponnes, in Griechen-

land und auf den jonischen Inseln, haben sie zu halben Orientalen gemacht. — Der Styl der Basilika von St. Marco, die schlanken italienischen „Campanili,“ die Gondel — ein Ersatz für das „Kaif“ des Bosporus, die unzähligen Kaffeehäuser, die häufige Verwendung des rothen und blauen Fez als Kopfbedeckung, die Schleier, Mantillen der Frauen, die Vorliebe für Bantoffeln, das Serbetto, das doch sicher nur das verpflanzte Rherbet der Orientalen ist, und hundert andere Kleinigkeiten bezeugen in ihren Sitten und Gebräuchen den langen Aufenthalt im Oriente, das Anschauen der Atmosphäre jener Region. Noch heute steht an Tagen, wo die Hausfrau Visiten erwartet, die *cogoma del caffè* am Feuer, und jeder Gast wird zu jeder Tagesstunde damit bewirthet. Der Codega, der Laternjunge, der Abends nach Hause begleitet, ist der Kadichos des Orients, der dort denselben Dienst leistet. Gaban (Mantel), buzzare (Bagatelle), caicchio (Boot) und viele andere Ausdrücke sind aus dem Oriente importirt. — Der Venetianer allein hat aber unter allen Colonisten die Genugthuung im Oriente erlebt, daß seine Sprache, der schöne venetianische Dialect, seine Sitten und Gebräuche auch dem Orientalen gefielen und theilweise angenommen wurden.

Heute noch, wo die Herrschaft, ja man möchte sagen, die Berührung der Venetianer mit dem Orient auf ein Minimum herabgesunken ist, heute noch hat sich das venetianische Gepräge deutlich in jenen Ländern erhalten, auf die einst *il leone di S. Marco* seine siegreiche, aber doch weiche Tazge gelegt hatte. Daß es eben *pattes de lion*, aber zugleich *pattes de velours* waren, darin mag der kalobotische Grund der gelungenen venetianischen Colonisation liegen, während Franzosen und Engländer, die dieses Geschäft seit Jahrhunderten betreiben, den Typus des Orients nicht zu ändern im Stande waren,

und heute noch die jonischen Inseln zum Beispiel nicht im geringsten englisiert sind und die engen Gassen, so täuschend durch ihren Schmutz und die contrastirende Reinlichkeit ihrer Kaufläden, durch die Art der Arrangements ihrer Auslagen vom venetianischen Goldarbeiter, vom Orese bis zur Webstlerin, frutterola, den Touristen im Geiste nach der Dogenstadt versetzen, umsomehr, als man beständig venetianisch sprechen hört und so häufig dem alten geflügelten Löwen begegnet, der mit seinem halb offenen Rachen das *pax tibi Marce — Evangelista meus* — sanft zu murmeln scheint. In diesem gegenseitigen Vermengen der Sitten und Gebräuche liegt die Kunst des Colonisirens, die ohnehin eigentlich nichts anderes bedeutet, als ein gegenseitiges Sichaufnehmen — und sich nur darin von der Occupation unterscheidet, die freilich zuweilen auch Protectorat genannt wird, wie es z. B. bei den jonischen Inseln der Fall war.

Es gibt Menschen, bei denen, wenn sie längere Zeit im Oriente zugebracht haben, eine Art Heimweh nach jenen Regionen entsteht. Maler, die durch längere Zeit in südlichen Gegenden gelebt haben, verlieren die warmen Töne nie mehr von ihrer Palette — es widert sie an, kalte Luft und matte Beleuchtungen zu malen, Kobalt, Goldocker, Violet und Carmin blieben in ihrem Pinsel, wie die blaue Tinte in einer Damen-Feder. Der vor kurzem heimgegangene originelle und, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, praktische Schwärmer Fürst Bückler-Muskau, der diese Welt im 86. Lebensjahre verließ und, vor 30 Jahren aus dem Oriente zurückgekehrt, seit jener Epoche seine Vorliebe für alles Morgenländische treu wie eine erste Liebe in seiner Seele bis zum letzten Athemzuge bewahrt hat, dieser Mann liefert uns ein sprechendes Exempel. Was hat sein im Oriente entwickelter und verfeinerter Geschmack nicht in dieser Richtung ge-

leistet, was hat er an der Seite seiner reizenden Machbuba, des abhissinischen Mädchens, das er nach Europa gebracht und zu seinem größten Schmerze nur zu bald verloren hat, nicht in Muskau, in jener Kiefernhaide der Lausitz, an der Reisse geschaffen? Nicht ein Garten, nicht ein Park, sondern eine Gegend ist unter seiner Leitung entstanden, seine arabischen Kasse tummelten sich im Sande des Wenden-Landes. — Thiere aller Gattung bevölkerten die schattigen Gartenpartien, Waffen, Teppiche, Geräthschaften aller Art, besonders aber die Blumencultur, die Zusammenstellung der Beete nach Farben, versetzten ihn wieder unter den blauen Himmel jener Länder, deren bezaubernder Eindruck ihn nie mehr verlassen hat. Der geistreiche Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ hat, wie uns Heinrich Laube in einem Nekrologe versichert, durch sein Werk „Andeutungen über Landschafts-Gärtnerei“ Grundsätze für einen neuen ästhetischen Zweig entwickelt. — Sehen wir in den geschmackvollen, leider nicht beendeten Parkbauten des genialen Erzherzogs Ferdinand-Max in Miramar und Lacroma nicht auch die Eindrücke des Südens nach Möglichkeit verkörpert? Ist so ein „Park machen,“ wie es Bückler-Muskau nannte, nicht die Nostalgie nach dem Oriente? — Wollte er doch sogar nach orientalischer Art begraben sein — in einer Grotte, einer Art Katakombe, und befahl testamentarisch, seinen Leichnam entweder auf chemischem Wege oder auf gewöhnliche Art zu verbrennen, nur sein großes, edles Herz hat man sich erlaubt in einer Urne aufzubewahren.

Beruf, pflegte er zu sagen, ist: die angeborne Fähigkeit ins Werk zu setzen; edler Beruf ist: der Drang, das Bedürfniß, Gutes und Schönes ins Werk zu setzen — hierin liegt der Unterschied zwischen gewöhnlichen Menschen und Kaloboten — ja selbst der Mangel an Mitteln, Großes und Kostspieliges zu lei-

sten, darf dem Kalobioten kein eigentliches Hinderniß sein. Erlachstein in Steiermark, die kleine reizende Besetzung des Herrn v. Gödel-Lannoy, beweist uns, was ein fleißiger Sammler aus dem Oriente heimbringen kann, ohne viel Geld auszugeben. Styl und Charakter kann sich in Allem aussprechen — orientalische Lebensweisheit gibt sich auch mit Geringem zufrieden, es kommt nur darauf an, wie man es sich und Anderen mundgerecht macht. — Ganz unkünstlerische Verschwendung der Mittel, wie sie uns im Leben so oft vorkommt, bemerken wir bei Anlagen mit tausenderlei Krimstram, mit Einsiedeleien, Grotten, Wassersfällen, die denselben Eindruck machen, wie ein Tisch mit tausenderlei Kunststücken des Koches — Torten und Gelées, Pasteten und Pastetchen — während wir bei dem erstern, beim Parke, eine rüstige, üppige Vegetation und einen mächtigen Wasserspiegel, bei dem überladenen Tische ein saftiges Stück Fleisch und ein Glas Wein vergebens suchen, wünschen — und nicht finden.

Auch in dieser praktischen Lebenseinfachheit bleibt der Morgenländer nachahmenswerth. Seine Sitten und Gebräuche haben meistens einen specifischen Zweck. Je höher die Cultur, desto mehr verliert sich dieser, und wenn die alten Griechen ihre Kinder als Taufoperation tief unter Wasser tauchten, so war diese Sitte gleichzeitig eine Probe der Lebensfähigkeit des Neugeborenen — die modernen Griechen begießen den Täufling nur mit kaltem Wasser, was immerhin auch die Lebensfähigkeit eines Schwächlings auf eine harte Probe stellt. — Die zarte spätere katholische Generation begnügt sich mit einigen Tropfen Wassers auf den jungen Kahlkopf, dafür stellt sie seinen Geschmack auf die Probe durch das Salz, als Vorgeschmack des bitteren Lebens.

Als Emblem der Reinigung gilt die Taufe aber überall, und die Waschungen vor den Gebeten haben beim Orientalen dieselbe Bedeutung.

Und wo man das Leben so auffaßt, muß sich die Kalobiotik auch bis in den Tod, bis ins Grab, bis ins Jenseits spielen. Auch hierin liefert uns der Orient ein Beispiel. Wie viel haben wir Abendländer in dieser Beziehung vom Orientalen zu lernen, wie abschreckend, ekelhaft sind unsere Embleme des Todes, wie lieblich und poetisch hingegen bei den Morgenländern, wo selbst Monumente des Alterthums aus egyptischer und griechischer Zeit uns den Tod in lieblichen Bildern, in sinnigen Inschriften versöhnend und tröstend darstellen.

Die Kunst ruhig zu sterben, sollen die Orientalen ganz vorzüglich verstehen. Der Fatalismus hilft ihnen im Vereine mit den reizenden Bildern des Jenseits durch den Tunnel, den man Grab nennt.

Vom Tag zum Tage kannst Du nur
Durch finst're Nacht gelangen,
D'rum soll Dir auch im Leben nicht
Vor Grabesdunkel bangen ;

Ein Tunnel ist sie nur, die Gruft,
Durch den wir Alle müssen,
Soll jenseits uns die Morgenluft
Und heller Tag begrüßen.

Demokritos sagt: Der Tod ist eine Speise, die man hinunterschlucken muß, ohne sie zu kauen, je schneller, desto besser, meistens schließt man die Augen dabei.

Anständig und ruhig sterben, ist keine leichte Kunst, und Montagne behauptet: si nous avons besoin d'une sage femme pour entrer dans le monde, nous avons besoin d'un homme sage pour en sortir.

Wie abscheulich sind auf unseren Bahrtüchern, Särgen und Leichensteinen die über's Kreuz gelegten, abgenagten Knochen, die einen hohläugigen Todtenschädel tragen ! Ohne Anspielung auf das Paradies der Houris, das den Ungläubigen erwartet, lächelt uns armen Rechtgläubigen Verwesung, Glaskopf, Kreuz und

Knochen — als einzige traurige Perspective — und auf der Bahre, die den Sarg eines Freundes oder Bekannten trägt, grinsen nebst den ekelhaften Emblemen noch die sinnigen Worte, wie man sie in Fiume z. B. täglich lesen kann: *hodie mihi, cras tibi* — als ob der Todte, dem wir das letzte Geleite geben, noch recht höhnisch als Dank für diesen letzten Freundschaftsdienst schadenfroh uns aus dem Sarge zurufen wollte: Heute mir, morgen Dir.

Wir bedanken uns für den freundlichen Wunsch und bewundern die geistreiche Inschrift. Es erinnert dieser fromme Wunsch auf der Bahre an die berühmte Grabchrift E. J. Webers:

Hier ruhen meine Gebeine,
Ich wollt' es wären Deine.

Nun kommt der Friedhof oder, wie er im Deutschen auch symbolisch heißt, der Gottesacker — wieder mit schauerlichen Emblemen, oder noch schauerlicheren Grabsteinen und Monumenten, oder noch viel schauerlicheren Inschriften geziert oder verunziert. Aus Sanitätsrücksichten meistens abseits an weit entlegenen Orten mit seinen Wellenhügeln unsymmetrisch hingestellt; zwecklose Bauten, zu armselig, um als Mausoleen, zu kostspielig, um als bloße Särgе zu gelten, verrätherische Lapidar-Stylproben, deren Verantwortlichkeit die Lebenden als Redacteurs übernehmen müssen — verhungerte und immer durstige Todtengräber, die das abtropfende Wachs der Leichenfackeln sammeln und mit den Nachtulen und Raben um die Wette Gebete und Flüche kreischen und die Gräber umschwärmen, hin und wieder ein Knochen, über den man stolpert, ein Cranium, das man vor sich her rollt.

Nichts von allem dem im Morgenlande — entweder ganz einfache, symmetrisch geordnete Leichensteine, die als Inschrift nur Sprüche aus dem Koran führen, oder

großartige nützliche Bauten als Grabmonumente. Nur die Pyramiden und die in Felsen gehauenen indischen Gräber bilden eine Ausnahme, und doch waren auch sie nützlich während des Baues, weil sie Generationen Beschäftigung gaben, und heute sind sie die stehende Revenue der Ciceroni, Eseltreiber &c. in jenen Gegenden.

Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, und so oft ich ein plummes oder ein recht kostspieliges Grabmonument erblicke, fallen mir wieder die zierlichen Tempel und Kioske ein, die ich in Smyrna, Rhodus, Syrien, Egypten, in der nubischen Wüste, an den Nil-Ufern und in Algier und Marokko, am Fuße des kleinen Atlas gesehen, ja nicht bloß gesehen, sondern auch als freundliche Unterkunft benützt habe. Reiche Mahomedaner lassen sich noch jetzt in sandgefüllten Sarkophagen an irgend einem Lieblingsplätzchen außer dem Friedhofe, ja oft auf große Entfernung von diesem begraben. Die Stelle, im Leben nach Geschmack gewählt, ist meistens ein dominirender Punkt abseits der Straße oder des Caravanenweges. Ein lustiges Gebäude, meistens im maurischen Style, mit Bogendurchgängen, oft von Palmenpflanzungen umgeben, erhebt sich, schneeweiß getüncht, von weitem sichtbar, auf einer kleinen Anhöhe. Kein Thor, kein Gitter, kein Schloß verhindert den Eintritt. Steinerne Bänke sind an den Mauern von innen und außen angebracht, in der Wölbung nisten Vögel und zwitschern ihre Lieder. Ein balsamisch kühles, erfrischendes Lüftchen zieht durch die schattige Halle — und dem müden, sonnengebräunten Wanderer, der hier Labung sucht, plätschert ein lebendiges Wasser entgegen oder winkt eine wohlgefüllte Cisterne mit ihrem Labetrunk. Das Kostbarste was man in der Wüste bieten kann — Schatten und Wasser — das bieten die Grabmonumente der reichen Orientalen. Ein Spruch aus dem Koran, meist in blauer oder Goldschrift, ziert das innere Gesimse, selten nur ist der Name des

Verstorbenen an irgend einer Stelle angebracht, dann lautet die stehende Phrase dabei: „Wanderer, erquickte Dich und gedenke mein.“ In Algier am Champs Mustapha vorüber, rechts von der Straße, die nach Constantine führt, existirt ein solches Grabmal, das in ein förmliches Caffiné umgewandelt ist. Ein frischer Trunk und eine Schale Scherbet oder Kaffee wird dort Jedem geboten, der das Grab besucht — die reichen Erben des reichen Todten sind verpflichtet, dieses kleine Karavanserei, das auch Lagerplätze für Kameele und Saumthiere hat, im besten Zustande zu erhalten, die Cisterne stets mit Wasser zu versehen und armen Reisenden die Herberge und die Labung, Scherbet und Kaffee, unentgeltlich zu verabsorgen, von Wohlhabenderen wird ein Bakschis angenommen. Die Balalaita, eine zweisaitige Zither, hängt in verschiedenen Exemplaren an der Wand und wird nicht selten von den Gästen benützt. Der Kadi (Richter) überzeugt sich durch häufige Visiten von dem Zustande dieses Hospizes, unter dessen Fundamenten der Mustafa Bey ruht, dessen Andenken wohl tausendmal im Tage gesegnet wird.

Auf dem Wege von Damiette gegen die Nil-Katarakten stehen viele solche Herrengräber, wie sie der Orientale nennt, jedes von ihnen ist mit einer Cisterne versehen, und oft begegnet man ganzen Zügen von Sklaven und Sklavinnen, die, wenn Wassermangel eintritt, durch Zutragen das Becken wieder füllen.

Gewissenhaft, wie das Feuer von den Vestalinnen erhalten wurde, sorgt man hier für den steten Wasservorrath, und die Kinder oder Erben eines so edlen Todten würden sich an seinem Andenken versündigen, wenn sie die Brunnen versiegen ließen.

Auf einem dieser sinnigen Grabmonumente fand der berühmte Orient-Reisende Volney auf dem Wege von Beiruth nach Baalbeck (Heliopolis) eine Inschrift,

die er sich Zeile für Zeile übersetzen ließ. Der Name des Todten, der hier sein Monument an eine rieselnde lebendige Quelle gesetzt hatte, war nicht genannt, die Inschrift aber lautete:

La Nymphé, qui verse cette eau
Au fond du rocher se cache,
Suivez un exemple si beau
Donnez sans vouloir qu'on le sache.

Beiläufig deutsch:

Die Nymphe, die hier spendet,
Verbirgt sich im Gestein,
Folg' ihrem Beispiel, schenke,
Ohne gekannt zu sein.

Hat man hier nicht ein Recht, die Kalobiotik der Todten zu bewundern? Sind ihre Monumente, wenn sie den Zweck haben, durch Wohlthaten das Andenken lebendig zu erhalten, nicht die schönsten Mausoleen?

In Fiume haben wir in dem Schlosse des Grafen Nugent in Terzat ein einziges Beispiel von einer reizend gelegenen Familiengruft, die, zugleich dem Fremden geöffnet, Garten, schattige, malerische Ruinen, Blumen und eine herrliche Fernsicht bietet.

Man soll über den Tod weder lachen noch weinen, lautet ein altes Dictum, aber wer kann sich des Lachens enthalten, wenn er z. B. auf dem Prager Friedhofe folgendes Epitaphium liest:

Hier ruht der Kutscher von Graf Kolowrat,
Ihn hat getödtet Wagenrad,
Weil ihm solch' Unglück großes traf,
Ließ ihm Denkmal setzen Graf.

oder ein ähnliches vom selben Friedhofe:

Hier ruht Johannes Nest,
Im Leben ist er gewest
Schneider aus Prag,
Hat gearbeitet Nacht und Tag;
Was war schuld an seinem Tod?
Unausgebackenes Laibel Brot.

oder eine dritte, deren Namen ich nennen kann, Katharina Bangel in Jglau, 20 Jahre alt:

Im Leben wie Zinnober,
Im Tode kreidebleich,
Gestorben am 9ten October,
Am 11ten war die Leich.

Anna Weiler, in einem Dorfe Steiermarks, deren Grabchrift mit folgendem Reime endet:

Hat gelebt in Gottesfurcht,
Ist gestorben an der Wassersucht.

Grabchrift in Dobel (Steiermark):

Hier ruht dem Michel Baar
Sein getreues Weib Anna,
Im Ehestand gelebt 29 Jahr —
Wie eh'mals die keusche Susanna. —
Wurde am 9ten Feber begraben,
Wie wir 1827 geschrieben haben.

In Amerika benützt man Grabchriften sogar, um Reclame zu machen. In Boston steht auf dem Grabe eines Selbstmörders die Firma der Revolver-Fabrik, deren sich das Opfer mit bestem Erfolge bedient hat. — In Ost-Tennessee befindet sich, wie uns vor kurzem die Zeitungen berichtet, ein Grabstein mit den Schlüßworten:

Sie lebte das Leben der Tugendhaften und starb an der Cholera morbus, weil sie, im festen Vertrauen auf die ewige Seligkeit, unreifes Obst gegessen hat.

Solche Inschriften findet man sicher bei den Orientalen nicht.

Witzige epigrammatische Grabchriften kommen seltener vor, eine der besten bleibt jene des Dichters Piron, der es im Leben nie dazu bringen konnte, Mitglied der Akademie in Paris zu werden, und der sich nach seinem Tode an dieser Intrigue rächen wollte, indem er auf sein Grab schreiben ließ:

WIKI

AVRANO

Ci gît Piron, qui n'était rien,
Pas même Académicien.

Zu Oberschöffholzheim (Baden) steht der Grabstein des edlen Herrn Franz Anton Melchior Bürkenwaldt, Commandant des kön. dänischen Regiments in Frankreich, Ritter 2c. 2c, welcher hier 1713 starb. Das Epitaph lautet:

Noch Ritterkreuz, noch Helm, noch Stab,
Hat mich errettet vom Todtengrab,
Bedenke, o Leser, bitt' für mich,
Was mir heut' gesch'eh'n, trifft morgen Dich.

Auch Rebus und Calembourg werden zu Grab-
schriften verwendet, wie das berühmte:

o	quid	de
b	bis	bia
	ra	ra
et	in	ram
	redi	redi

Deffen Lösung: O superbe quid superbis de superbia, terra es et in terram redibis.

Hier wären wirklich im kalobiotischen Sinne die Worte Dante's anwendbar:

Non ragionar di lor ma guarda e passa.
Geh' vorbei an diesen Todten,
Es waren keine Kalobioten.

„Glücklicherweise hat der allgütige Schöpfer,“ sagt im Demokritos ein Kanzelredner, „den Tod an das „Ende unserer Tage gesetzt, was wäre unser Leben, wenn „er ihn zu Anfang gethan hätte?“

RESTAVRIRANO

10.9.2013